

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953

272 (21.11.1953) Sonntagsbeilage

AZ Sonntags Beilage

Samstag/Sonntag, 21./22. November 1953

Nummer 8

Gedanken zum Totensonntag

Wenn der Mann auch fällt...

Morgen ist Totensonntag. Da gedenkt man derer, die nicht mehr unter uns weilen, und man gedenkt im besonderen der Männer, die als vorbildliche Persönlichkeiten wert sind, in der Erinnerung weiterzuleben. Das gilt von vielen, von Künstlern, von Gelehrten, von Entdeckern und von politischen Persönlichkeiten.

Unter den letzteren sei an diesem Tag und an dieser Stelle einiger Männer gedacht, die in den letzten Jahrzehnten von uns gegangen sind — manche von ihnen früh, allzufrüh, denn ihr tapferes Leben ward vernichtet durch den Terror des Reiches, an den allzu viele heute schon sich nicht mehr zu erinnern scheinen. Für viele unserer älteren Leser sind indessen jene Namen noch immer ein lebendiger Klang, selbst die Namen aus der „klassischen Zeit“ der badischen Sozialdemokratie. Aber viele der jungen Menschen von heute wissen nur wenig von jenen Toten, kaum daß sie einmal die Namen gehört haben, die einst in aller Munde im badischen Land waren. Und deshalb scheint uns am Totensonntag die Verpflichtung gegeben zu sein, jener führenden Persönlichkeiten der badischen Sozialdemokratie zu gedenken.

Beginnen wir mit Adolf Geck, dem einst wohl populärsten aller badischen Sozialisten; schon allein in seiner äußeren Erscheinung war er eine markante Persönlichkeit, die keiner vergaß, der ihn je gesehen hatte. „Der alte Offenburger“ wurde 1854 geboren, und schon 1885 war er Stadtverordneter in seiner Heimatstadt; 1897 wurde Geck Landtagsabgeordneter und blieb es bis 1918. Als er, der Sozialdemokrat, 1906 zum Vizepräsidenten des Badischen Landtages gewählt wurde, war dies ein Ereignis, von dessen politischer Bedeutung man sich heute kaum mehr eine Vorstellung machen kann; es war eine Sensation im ganzen kaiserlichen Deutschland.

Auch Wilhelm Kolb, der Redakteur des „Volksfreund“ und der frühe Streiter um eine „revisionistische“, das heißt eine den realen Notwendigkeiten zugewandte Politik der SPD, von 1906 an Fraktionschef im Landtag, welt seit langem nicht mehr unter uns. Im April 1918, kurz vor der Niederlage des Kaiserreiches und dem Anbruch der Republik, starb er, erst 58 Jahre alt. Zu den politischen Persönlichkeiten, die in der badischen Politik vor 1914 eine Rolle gespielt haben, gehörte auch der Mannheimer Abgeordnete Süßkind. Allzufrüh starb auch Georg Strobel, ebenfalls einer der führenden Mannheimer, Landesvorsitzender in den Jahren des Umbruchs — er starb schon mit vierzig Jahren, 1923.

Schließlich muß man auch noch von „Papa Geis“ sprechen, dem Mannheimer, der drei Stunden lang im Zwingenberger Schloß mit dem letzten Großherzog ringen mußte, bis er ihm begrifflich gemacht hatte, daß er als Vertreter des badischen Volkes die Forderung der Abdankung stellen müsse und daß

er keinen anderen Weg mehr sehe. Gern hat es Anton Geis, der erste Staatspräsident Badens, nicht getan, und man darf Anton Fendrich glauben, wenn er in seinen Erinnerungen erzählt, Geis habe nachher gesagt: „Lieber mich köpfen lassen, als noch einmal einen solchen Auftrag auszuführen!“ Gibt es ein menschlich schöneres Beispiel für den anständigen Charakter dieses einst verschrienen Politikers, als diesen Ausspruch?

Dann Ludwig Frank. Ueber ihn haben wir in der ersten Nummer dieser Beilage schon ausführlich erzählt; auch er mußte allzufrüh sein Leben lassen. Nun folgt jene Generation badischer sozialdemokratischer Politiker, die erst nach 1918 in den weiteren Blickkreis der Öffentlichkeit rückten. Unter ihnen darf man wohl an erster Stelle Ludwig Marum nennen, der schon vor 1914 in Karlsruhe als

Stadtverordneter seine politische Laufbahn begann. 1919 wurde er Justizminister dann badischer Staatsrat. Vor allem wirkte er bedeutsam in den Jahren der Weimarer Republik als Vorsitzender des Haushaltsausschusses und war als Fraktionschef zweifellos damals die überragendste geistige Persönlichkeit in der badischen Sozialdemokratie. Man muß ihn in der intimen politisch-parlamentarischen Arbeit erlebt haben, um seine Bedeutung voll zu ermessen. Ende der zwanziger Jahre wandte er sich mehr der Reichspolitik zu, wurde Abgeordneter des Reichstages, bis ihn nach einem Jahr KZ in der Osterwoche des Jahres 1934 die Schergen Adolf Hitlers in Kislau ermordeten. Adam Remmele, lange Jahre badischer Minister, konnte die Jahre der Verfolgung überdauern; aber bald nach dem Krieg starb auch er. Was er in den Jahren vor 1933 leistete, ist Teil der badischen Geschichte geworden.

Der wohl bekannteste Parlamentarier der SPD im Oberland war der Freiburger Reichstagsabgeordnete Stefan Meier. Sein Arbeitsgebiet war die Wirtschaft; er war wohl einer der besten Finanzwirtschaftler der Partei. Auch er wurde ein Opfer der Nazis und gab sein Leben für seinen politischen Glauben.

Viele aus der Weimarer Zeit sind leider nicht mehr unter uns: der tapfere Karl Großhans, die Seele der Partei am Bodensee, er starb 1946 an den Folgen des KZ; Anton Weißmann, der unermüdete Journalist der badischen SPD; Georg Reinbold, Landesvorsitzender und Landessekretär, Leopold Rückert, auch er ein Opfer der Gestapo, und noch so mancher andere; wir können nicht alle aufzählen.

Wenn wir heute dieser Männer gedenken, so gilt dies zugleich allen jenen Männern, die einst das Banner trugen, das heute wieder steht — auch wenn der Mann fiel, wie unsere Arbeitssinger bei festlichen Gelegenheiten sangen. Viele unter ihnen gaben ihr Leben dahin für die große Idee, der sie es geweiht hatten: zu dienen der Freiheit und dem Frieden, sozialer Gerechtigkeit und wahrer Menschlichkeit. RGH.

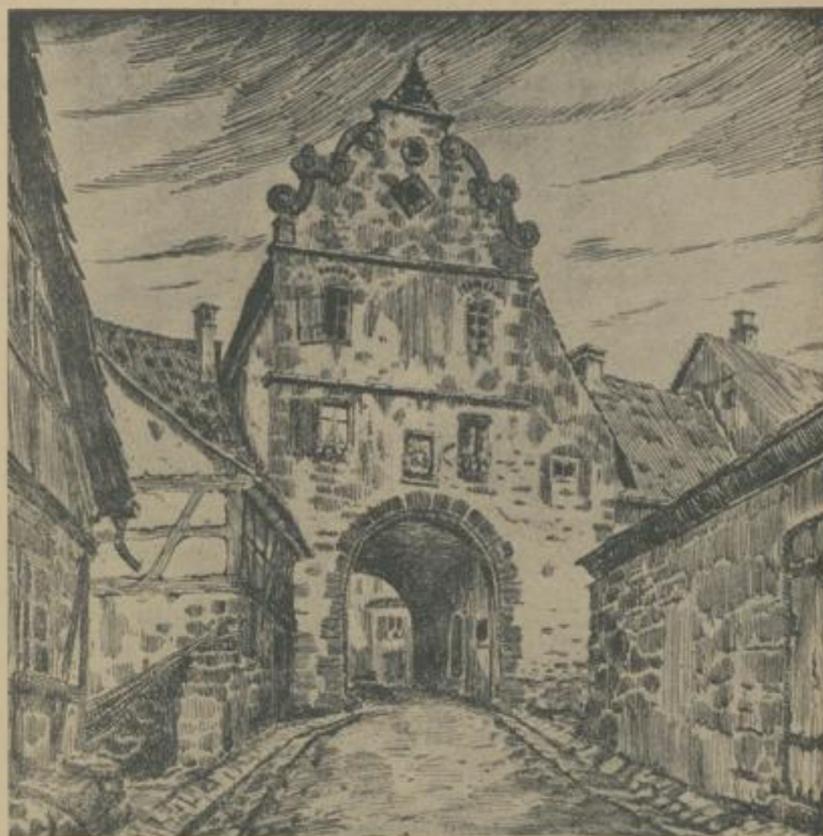


Bild: AZ-Archiv

Die Schweigenden

Einmal hören alle auf zu wandern,
Einmal zieht's den einen hin zum andern,
Da wir uns dem Erdleib ganz vermählen,
Nicht den Tag und nicht die Stunden zählen,
Namenlos im Grenzenlosen schweigen,
Niemand hörig sind, nur Gott zu eigen,
Alles lassend, da wir hier entweichen,
Uns dem Weltherz friedlich anzugleichen.
Tod ist Wandlung. Jedes muß vergeh'n,
um unendlich wieder aufzuste'n.

Werner Schumann

Die vielgeprüfte Stadt

Aus der Geschichte der Stadt Kehl

Als am 23. November 1944 der Befehl der Wehrmacht an die Einwohner der Stadt Kehl erging, ihre Häuser sofort zu räumen, da man mancher in banger Sorge gedacht haben: Wann, wann werden wir wieder heimkehren in unsere Heimat am Rhein? Heute, nach neun Jahren, ist es endlich Wirklichkeit geworden.

Das Schicksal, das Kehl erleiden mußte, noch am Ende des Krieges, den der Größenwahn Hitlers entfacht hatte, war für die Bewohner der Stadt eine harte, lange Prüf-

ungszeit. Aber auch ihre Vorfahren hatten dies Schicksal mehr als einmal erlebt. Wohl keine andere Stadt am Oberrhein hat in ihrer Geschichte so viel Wechsel und Krieganot erlitten wie Kehl, obwohl die Stadt gegenüber dem alten Straßburg eigentlich eine junge Stadt ist. Aber die Jahrhunderte ihrer Geschichte sind erfüllt von Krieg und Kriegsgeschrei, Brand, Zerstörung, und die Namen, die in ihrer Historie eine Rolle spielen, sind Namen von Generalen und Militärs wie Bernhard von Weimar, Créqui, Vauban, Turenne, der Türkenlouis, Prinz Eugen, Erzherzog Karl, Moreau und Napoleon I.

Denn der Raum um Kehl enthält die Geschichte eines Brückenkopfes: was man durchaus wörtlich verstehen darf. 1392 wurde hier die erste feste Brücke von der Freien Reichsstadt Straßburg erbaut. Vor dem Dreißigjährigen Krieg zählte Kehl 500 Einwohner, war befestigte Stadt mit starker Besatzung. Zuflucht vieler Menschen aus dem Hanauerland, als der große Krieg über das Land am Oberrhein raste.

1678 griff Frankreich nach dem rechtsrheinischen Brückenkopf. Brandschiffe fuhren den Rhein abwärts, um die Brücke über den Strom zu zerstören; Marschall Créqui vollendete das Werk, als er bald darauf zum Sturm ansetzte. Kehl wurde französisch — das Wort Richeleus, es gelte „une entrée en Allemagne“ zu schaffen, war verwirklicht.

Nach den Plänen des berühmtesten Festungsbaumeisters Vauban wurde Kehl zu einem Bollwerk der Macht Frankreichs ausgebaut; Ludwig XIV. konnte 1681 zufrieden sein, als er die Festung Kehl besuchte, die Tausende von Fronbauern zu einer von Wällen und Gräben umwehrten Festungsinsel hatten ausbauen müssen. Im inneren Raum entstand eine mit Bastionen, Pulvertürmen, Kasematten und Kasernen umwehrte Stadt.

Nach dem Frieden von 1697 ward Kehl Reichsfestung und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, der Türkenlouis, ihr Herr.

Aber schon 1704 setzten die Franzosen erneut zum Sturm an und eroberten nach zwanzigtägiger Belagerung die Festung. Und wieder wurde ausgebaut, noch stärker, noch wuchtiger; Kehl war nun „die stärkste und wichtigste Festung Europas“, wie der Marschall Villars stolz erklärte.

Aber der Friede von 1714 brachte Stadt und Festung wiederum an Deutschland zurück. Dies wechselvolle Schicksal wiederholte sich in den folgenden hundert Jahren, immer wieder wird Kehl erobert, zerstört, aufgebaut, geschleift, aufgebaut, niedergedrückt; zwölfmal wechselte die Stadt ihren Herrn in dreihundert Jahren.

Unter Karl Friedrich erlebt Kehl einen Aufstieg, bis in die Zeit der Kriege gegen das revolutionäre Frankreich. Im 19. Jahrhundert wurde Kehl, nun endgültig nicht mehr Festung, eine Stadt der Wirtschaft und des Verkehrs. Hatte schon die Rheinkorrektion Tullas, später die Kinzigregulierung, der Anschluß an das badische und elsässische Eisenbahnnetz und die wichtige Ost-West-Verbindung, der Bau auch der Kleinbahn durchs Hanauerland, den wirtschaftlichen Aktionsradius wesentlich erleichtert, so schuf der Rheinhafen große Möglichkeiten für die Entfaltung von Verkehr, Handel und Industrie.

Bis wiederum der Krieg, der von 1939/1945, neue Prüfungen schwerster Art auferlegen sollte. Am 23. November 1944 wurde, wie schon eingangs erwähnt, die gesamte Bevölkerung von den deutschen Machthabern evakuiert; das Kriegsende änderte nichts daran, nur daß es nun Franzosen in Uniform und in Zivil waren, welche die zum Teil zerstörte Stadt Kehl besetzten. Erst durch das Washingtoner Abkommen von 1949 wurde eine allmähliche Räumung der Stadt möglich.

Heute ist es endlich soweit, daß Kehl wieder den Kehlern gehört: mit vielen Sorgen und Nöten des Wiederaufbaus auf allen Gebieten — heute wie so oft schon in der Vergangenheit dieser vielgeprüften Stadt. R-r

Brotlose Kunst

Aus des Johann Peter Hebel Kalendergeschichten

In der Stadt Aachen ist eine Fabrik, in welcher nichts als Nähadeln gemacht werden. Das ist keine brotlose Kunst. Denn es werden in jeder Woche 200 Nadeln gefertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen; Facit: eine Million, und der Meister Schneider und die Näherinnen und jede Hausmutter weiß wohl, wieviel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer auszurechnen, wieviel Geld an den Aachenern Nadeln in der Fabrik selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind die Kinder von acht bis zehn Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten und wunderte sich, daß es möglich sei, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feineren Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden gezogen werden kann.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch hindurch, nahm das eine Ende des Haars, bog es um und zog es durch die Öffnung zu einer artigen Schleife oder, wie man's sonst nennt, Schlupf oder Letsch.

Das wir so brotlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlun-

gene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen sein. Solch ein Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während Eltern und Kinder allerorten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brot mit Ehren verdienen und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagelöhler durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brotlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter anderem nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Papst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künstlern war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen und machte schon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeister des Heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zugeht, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linsen, die ihm der Papst zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darin machen könne.

Herbstlicher Wunschtraum: Das fesche Kostüm



AUF DIE LINIENFÜHRUNG KOMMT ES AN

Links: Sportlich gearbeitetes Kostüm aus Donegal, elegant tailliert, mit Persianer-Besatz. Rechts: Nachmittagskostüm aus anthrazitfarbenem Velour mit Nerz-Stola. (Aufn.: Bachr)

„Sie soll eine sehr schöne Frau sein“

WIR HÖREN NICHT GERN DAS LOB DER KONKURRENTIN

Warum sagt man uns Frauen immer nach, daß wir mit einem abfälligen Urteil, besonders wenn es sich um eine Mitschwester handelt, so auffallend rasch zur Hand sind? Die Behauptung hat schon etwas für sich.

Ein Herr hatte in Bekanntenkreisen schon viel von einer bestimmten Dame sprechen hören, ohne sie aber bisher kennengelernt zu haben. Als nun wieder einmal von ihr die Rede war, fragte er, wie alt sie wohl sein möchte.

„Wie alt?“ übernahm gleich eine der Damen die Antwort. „Angeblich fünfundsiebenzig, in Wirklichkeit aber gut dreißig.“ „Aussehen tut sie wie fünfundsiebenzig“, sekundierte bereitwillig eine andere.

„Sie soll aber eine sehr schöne Frau sein“, wachte der Herr einzuwenden.

„Schön?“ brach es los. „Das ist Geschmacksache, aber ich glaube nicht, daß man einen unmöglichen Gang als schön bezeichnen kann. Schön ist sie bestimmt nicht.“ erklärte eine hübsche Frau. „Sie hat ein zu langes Kinn und die Nase ist auch nicht einwandfrei!“ So ging es weiter, während der Herr betreten schwieg. Vor seinem geistigen Auge entstand ein schreckliches Bild: einwärts gedrehte Beine, Riesenkinn, schiefe Nase, brrr!

Wie erstaunt aber war der Herr, als er eines Tages einer schönen jungen Dame vorgestellt wurde, an der er mit bestem Willen nichts aussetzen fand. Es war natürlich die Geschmähle. Möglich, daß das Kinn jener Dame im Vergleich zum klassischen Ideal tatsächlich etwas zu lang war, im allgemeinen aber ist dem männlichen Auge der Gesamteindruck maßgebend, was die Schönheit der Frau anbelangt. Ein Mann sieht es gern, wenn eine Frau die eigenen Vorzüge hervorhebt, er kann über nicht verstehen, wenn sie es auf Kosten der anderen tun will, indem sie diese heruntersetzt, wo doch sein eigenes Auge sie Lügen straft.

Pikante Gerichte aus frischen Nüssen

ETWAS FÜR DEN VERWÖHNTEN GAUMEN

Aus den Hasel- und Walnußkernen lassen sich erlesene kleine Gerichte zusammenstellen, die auch dem verwöhnten Gaumen standhalten. Ob es sich hierbei nun um kleine Vorspeisen oder ein vollständiges Gericht handelt, sie sind pikant und außerordentlich wohlschmeckend.

Walnüsse in Gelee

Eine Tasse Wasser, 1/4 Tasse Zucker, 1/2 Tasse Sherry, 1/2 Tasse Orangensaft und drei Eßlöffel Zitronensaft vermischt man gut und läßt sie aufkochen. Dann wird ein Päckchen aufgelöste Gelatine zugegeben und mit der Hälfte der Mischung der Boden einer flachen Form bedeckt. Wenn die Flüssigkeit beinahe erstarrt ist, werden in Abständen von 3 cm Walnußkerne daraufgelegt und der Rest der Flüssigkeit darübergegossen. Nach dem Erstarren wird die Masse gestürzt und mit Schlagrahm geziert.

Nußknödel

330 g Mehl werden in eine Schüssel gegeben, in die Mitte eine Vertiefung gemacht und hierin 20 g Hefe, mit einer 1/4 Tasse lauwarmen Milch vermischt, hineingeschüttet. 1/2 Tasse lauwarme Milch, zwei Eier, 4 Eßlöffel Zucker und etwas Salz werden verquirlt, dem Mehl und der Hefe zugegeben, zu einem ziemlich festen Teig geschlagen und in der Wärme zugedeckt gehen lassen. Danach wird er auf einem bemehlten Brett 2 cm dick ausgerollt, mit zerlassener

Um was es sich bei solchen weiblichen Konkurrenzmanövern bewußt oder unbewußt dreht, das ist immer der Mann. Und die Angst, daß auch eine andere Frau dem Manne oder den Männern gefallen könnte, erzeugt jene Panikstimmung, die die Anwesenden zu einer Einheitsfront gegenüber der Abwesenden zusammenschließt mit dem wenig edlen Ziel, an jener kein gutes Haar zu lassen.

Freilich ist es nicht immer so schlimm. Wenn Menschen zusammenkommen, dann sprechen sie eben auch über Menschen, weil wir, von unserem Standpunkt aus gesehen, die interessantesten Geschöpfe der Erde sind. Da ereignet es sich zuweilen, daß man den einen oder den anderen lieben Nächsten zerpfückt und seine kleinen und großen Schwächen und Fehler ans Tageslicht zerrt. Das ist das natürliche Maß der

KLEINE MÄNNLICHE ENTDECKUNGEN

Wer andauernd in Nachbars Garten schießt, der übersieht meist die Blumen im eigenen.

Wer die Rechte einer Frau respektiert, wird auch die eigenen anerkannt sehen.

Wer seine Frau vor anderen lobt, erhöht ihren Wert.

Wer jeden geschäftlichen Ärger nach Hause bringt, darf sich nicht wundern, wenn ihm auch jeder häusliche Ärger serviert wird.

Wer durch Stimmaufwand und Schimpfen versucht, seinen Ärger abzureagieren, verursacht nur Neuen.

Wer auch einmal als Mann zuerst „das gute Wort“ findet, vergibt sich nichts in seiner männlichen Würde.

Butter bestreift und mit Zucker und geriebenen Nüssen bestreut, aufgerollt, zu einer Schnecke gedreht und lose in eine Serviette gebunden. Man legt nun die Knödel in kochendes Salzwasser und läßt sie eine Stunde kochen. Beim Anrichten werden sie mit geriebenen Nüssen und Zucker bestreut und mit zerlassener Butter begossen.

Nußauflauf

1 1/2 Tassen Milch werden mit 4 Eßlöffeln Butter und einer Prise Salz zum Kochen gebracht und eine Tasse Mehl, das vorher mit etwas Milch angerührt wurde, darin zu einem Kloß abgerührt. Nach dem Erkalten werden drei Eigelb, 5 Eßlöffel Zucker und eine halbe Tasse gemahlene Nußkerne zugegeben und alles gut vermischt. Der steife Eierschnee wird lose untergezogen, die Masse in eine zugerichtete Auflaufform gefüllt und etwa eine Stunde gebacken. Der Auflauf wird mit Vanille- oder Schokoladensauce warm zu Tisch gegeben.

Walnuß-Koteletten

1/2 Milch wird zum Kochen gebracht, eine Tasse Weckmehl eingestreut und zu einem Kloß abgerührt. Nach dem Erkalten wird ein Ei, 1/2 Tasse geriebene Walnüsse, ein Teelöffel Mehl, eine halbe geriebene Zwiebel und etwas Salz und Pfeffer untergezogen. Aus dem Teig formt man zwei Koteletten, die man in heißem Fett schön goldgelb brät. Salat und eine pikante Soße erhöhen noch den Wohlgeschmack.

Das „Äußere“ des Mannes ist oft trügerisch

„STRALENDE HELDEN“ SIND IM LEBEN NICHT IMMER TÜCHTIG

Wie beurteilen Frauen einen Mann? Die meisten Frauen begehen einen Fehler: sie verbinden nämlich ein blendendes Äußeres mit der Vorstellung, daß dieser Mann auch im Leben Erfolg haben müßte. In der Wertungsskala der Männer, aufgestellt nach Anhänglichkeit, Fürsorglichkeit, Treue, Erfolg im Leben und Großzügigkeit stehen aber jene Männer an der Spitze, die äußerlich am unscheinbarsten erscheinen. Sie können durch keinen der Vorzüge glänzen, die gemeinhin einen Herzensbrecher ausmachen. Sie sind nicht hübsch. Sie sind noch weniger fesselnd. Sie sind keine strahlenden Helden. Sie stürzen sich für eine Frau nicht bedenkenlos in jede Gefahr. Sie wägen, ehe sie wagen. Dann aber sind sie beharrlich. Was ihnen an kühnem Blick fehlt, ersetzen sie durch Selbstlosigkeit, was an Schönheit, durch Unternehmungsgelbst.

Auf den ersten Blick freilich mag bisweilen das Äußere entscheidend sein. So mancher, der auf Grund seiner Kenntnisse, seines Könnens hoffte, einen Posten zu erhalten, sah sich überbunden durch einen anderen, der zwar bedeutend weniger fachliches Wissen aufwies, dafür aber persönlichen Charme in die Waag-

schale werfen konnte. Inzwischen aber hat es sich bei fast allen Personalführern großer Unternehmen wie auch bei kleineren Geschäftsleuten erwiesen, daß den „Unscheinbaren“ unbestreitbar der Vorzug zu geben ist. Betrachtet man einmal die Leute, die im Leben wirklich große Erfolge hatten, so wird man unweigerlich feststellen müssen, daß es sich dabei nicht um „heldische Typen“, sondern ganz im Gegenteil um oft höchst unscheinbare Personen handelte.

Damit aber wird der „unscheinbare Mann“ auch für die Frau zu einem Faktor, an dem sie nicht vorübergehen kann. Allen Frauen, die nur auf die „Schönheit“ eines Mannes, auf seinen Sex appeal gehen, sei eine Warnung zuteil: so wie heute die meisten Männer ihre Frauen nicht mehr nach dem Äußeren wählen, sondern nach den Gaben die den Charakter ausmachen, so sollte auch eine Frau handeln.

Und deshalb sollte man einen Mann, ehe man sich ihm anvertraut, nicht von außen, sondern von innen ansehen. Dann wird man auf einmal daraufkommen, daß man ruhig einige Jungmädchenräume begraben kann — ohne deshalb eine Enttäuschung erleben zu müssen.

Trude Sänger

Jedes Kind möchte sein eigenes Plätzchen

SCHON FRÜH BEGINNE DIE ERZIEHUNG ZUR VERANTWORTLICHKEIT

Die meisten Kinder werden schon sehr früh das Bestreben zeigen, in der Wohnung irgendein Plätzchen zu finden, das ganz allein ihnen gehört. Als erstes bauen sie sich zumeist aus Decken und Sesseln ein „Haus“, in dem sie dann stundenlang spielen können. Es wäre natürlich der Idealkzustand, wenn man den Kindern ein eigenes Zimmer geben könnte. Beim heutigen Raummangel wird dies leider nur in den seltensten Fällen möglich sein. Dann aber sollte man dem Kind wenigstens in einem Wohnraum ein eigenes Eckchen einräumen, in

dem es einen kleinen Tisch, eine Kiste und einen Stuhl sein eigen nennt.

Diese Ecke soll auch wirklich dem Kind gehören. Es muß das Gefühl bekommen, daß es dort ungestört spielen kann, daß es dieses Plätzchen ganz nach eigenen Wünschen herrichten darf. Damit übernimmt es — und das ist ein nicht zu unterschätzender Erziehungsfaktor! — auch zum ersten Male eine Verantwortung für bestimmte Dinge. Es wird ihm bald selbstverständlich sein, daß es diesen Platz auch in Ordnung zu halten hat.

Solange die Kinder in ihrer Ecke mit sich alleine beschäftigt sind, sollten sich die Eltern so wenig wie möglich um sie kümmern. Vor allem sollten sie nie versuchen, in die kleinen Geheimnisse der Kinder einzudringen, die ja zumeist ganz harmloser Natur sind. Ein Kind kann in helle Empörung geraten, wenn die allzu wüßbegierige Mutter etwa eine sorgsam gehütete Schachtel mit Krimskram durchstöbert und über diese „Schätze“ womöglich noch das Urteil fällt: „So ein Zeug brauchst du dir wirklich nicht aufzuheben! Das ist ja schade um den Platz.“ Das Kind wird diese Einstellung kaum verstehen.

Viele Mädchen zeigen das Bestreben, ein Tagebuch zu führen, dem sie ihre „Geheimnisse“ anvertrauen. Für jede Mutter sollte dieses Tagebuch wirklich „tabu“ — also unberührbar, sein. Das Kind soll das Gefühl bekommen, daß es in seiner Art und mit seinen Dingen respektiert wird. Verletzen die Eltern dieses Geheimnis, so werden die Kinder nicht selten von einer tiefen Vertrauenskrise befallen, sie verschweigen den Eltern unter Umständen auch Dinge, die zu wissen notwendig wäre.

Ein Kind, das keinen festen Platz in der Wohnung hat, wo es seine Spielsachen aufbewahren und ausbreiten und mit ihnen treiben kann, was es will, wird nie richtig daheim sein. Dem Kind sein eigenes Plätzchen zu geben und es dort wirklich allein zu lassen, sollten sich deshalb alle Eltern zur Aufgabe machen.

Therese Sölling.

Frisch und froh in den neuen Tag

Wir „wecken“ unsere Haut durch Wasser und Bürste

Ihr ganzer Tag hängt von der ersten halben Stunde nach dem Aufwachen ab. Stellen Sie daher von heute an Ihren Wecker so, daß Sie eine halbe Stunde früher als bisher „an“ sind. Die für die Vorbereitung eines guten Tages gewonnene Zeit ist mehr wert, als eine weitere halbe Stunde Schlaf.

Nach dem Aufwachen geborchen unsere Muskeln am besten. Legen Sie sich also auf die rechte Seite und stützen Sie Ihren Kopf auf die rechte Hand. Das rechte Bein bleibt ausgestreckt, das linke Bein packen Sie mit der linken Hand am Knöchel und ziehen es so weit wie möglich nach hinten, wobei Sie gleichzeitig Kopf und Hals energisch strecken. Behalten Sie diese Stellung einige Sekunden lang bei und kehren Sie dann wieder zur Ausgangslage zurück. Sie werden sich im gleichen Augenblick völlig entspannt fühlen.

Atmen Sie tief ein, aber durch den Mund! Halten Sie den Atem so lange wie möglich an und atmen Sie dann langsam aus. Heben Sie dann beide Beine hoch und schütteln Sie sie kräftig mehrere Male und dann steigen Sie aus dem Bett. — Sagen Sie dem kommenden Tag guten Tag. Ziehen Sie die Vorhänge zurück, stoßen die Fensterläden auf, legen Sie dann die Hände auf dem Kopf übereinander, atmen Sie dreimal tief ein und strecken Sie sich dabei so hoch wie möglich. Spüren Sie nicht das gleiche Glücksgefühl wie einst als Kind?

Nun „wecken“ Sie bitte Ihre Haut. Drehen Sie den Kaltwasserhahn weit auf und bearbeiten Sie Ihr Gesicht mit Wasser und mit einer kleinen, nicht allzu harten Bürste. Dieses Mittel ist ausgezeichnet, um Ihre Gesichtsmuskeln zu straffen, Runzeln zu verjüngen und dem Teint sein frisches Aussehen zu bewahren. Behandeln Sie Ihr Gesicht täglich auf diese Art, so wird es immer jugendlich bleiben.

Auch eine kalte Morgenabwaschung wirkt Wunder. Stellen Sie sich schon abends eine Schüssel Wasser und ein großes Handtuch zurecht und beim Erwachen am Morgen wird das Handtuch ins Wasser getaucht, leicht ausgedrückt und der ganze Körper abgewaschen. Ohne vorheriges Abtrocknen wird das Nachhemd wieder angezogen und als letztes, ehe man wieder für kurze Zeit ins Bett schläft, beide Fußsohlen gewaschen. Wer auf die Uhr geschaut hat, wird feststellen, daß man diese Schnellabwaschung wirklich in weniger als einer Minute durchführen kann, ehe unserem Körper ein Kältegefühl bewußt wird. Ein wohltuniges Prickeln der Haut zeigt an, daß die Blutzirkulation bis in die feinsten Gefäße hinein angeregt wurde und als Folge davon empfinden wir eine bequame Wärme.

E 15 a





Geschichten von „ihr“ und „ihm“

Wohl die Älteste Einwanderin in die Vereinigten Staaten und gleichzeitig Ältester Fluggast über den Ozean ist die 96jährige Martha Podretzowa. Unser linkes Bild zeigt sie zusammen mit ihrer 60 Jahre alten Tochter unmittelbar vor dem Start ins große Abenteuer.
Aubrey Cookmann aus Chicago (Bild Mitte, links) will mit fahrplanmäßigen Maschinen in Rekordzeit um die Welt fliegen. Er ist bereits in Amerika gestartet und will versuchen, den bestehenden „Rekord“ von 99 Std. und 16. Min. zu brechen. Wenn alles programmgemäß verläuft, könnte er nach 91 Std. und 25 Min. wieder in Chicago landen.
Fernandel und seine Partnerin Pierangeli in einer Doppelrolle, sollte man beim Betrachten des rechten Fotos meinen. Dabei ist alles nur ein gelungener Trick des Fotografen, der die beiden berühmten Filmstars vor einer lebensgroßen Fotografie der beiden noch einmal knipste.



Mord ohne Geheimnis

Zweimal erwies es sich in diesen Tagen, daß es keinen „perfekten“ Mord gibt und daß schließlich auch die dunkelsten Geheimnisse geklärt werden. In Frankreich wurde der Bauer Gaston Dominici überführt, im August 1952 die Familie Drummond ermordet zu haben. Auf unserem rechten Bild wird Dominici nach einem Selbstmordversuch scharf bewacht zum Tatort geführt.

Der zweite Fall ist der des Tischlers Anselm Berg aus Eschwege, der einen Geldbriefträger ermordet und die Leiche eingemauert hatte. Der Polizeihund „Asta“ (Bild) spürte die Geldtasche des Briefträgers auf dem Grundstück des Mörders auf und trug damit entscheidend zur Aufklärung des Verbrechens bei.



Großes Pech auf kleinen Füßen hatte die Hamburger Chemiestudentin Isolda Menge, die bei den internationalen Eislauftmeisterschaften in Richmond (England) das Gegenteil einer Bäumlingung machte. Sportschuhmachermeister Josef Schrott aus Oberstdorf meinte, in seinen Stiefeln könne keiner aus den Latschen kippen. sein neuestes Werk wiegt zwölf Zentner, ist 3,50 Meter lang und hat Schuhgröße 480.



Der Karneval hat schon begonnen. Obwohl das Wetter trüber wird und der Winter nun nicht mehr länger warten will, bereiten sich die Narren und Nährtinnen schon mit Schwung und Fröhlichkeit auf die tollen Tage des Karnevals vor.



Im Sudan wählt man anders. Die Vertreter der Parteien in den Negerdörfern des Sudan haben bei den letzten Wahlen berücksichtigt, daß viele Wähler weder lesen noch schreiben können. Sie beschilderten deshalb sich selbst und ihre Parteien mit allgemein verständlichen Bildern, die später auch auf den Stimmzetteln erschienen. Unser Foto zeigt die vier aussichtsreichsten Kandidaten der Parteien „Pferd“, „Speer“, „Löwin“ und „Hahn“.



Margaret Truman wird dramatisch. Die Tochter des Ex-Präsidenten der USA, die bisher als Sängerin der leichten Muse auftrat, zeigte sich dem Fernsehpublikum jetzt in einer hochdramatischen Schauspielrolle als Partnerin von Paul Winchell.

Bekunis-Tee macht schlank u. hält gesund auf natürl. Wege. gibt ein jugendliches und frisches Aussehn.

Bekunis-Tee sorgt für eine gute Verdauung u. wirkt mild abführend bei Darmträgheit und Verstopfung.

Bekunis-Tee schafft reines Blut und reine Haut, ist gut bekömmlich und einfach kalt aufzugießen.

Dr. Packy - DM. 1,95
1. Apth. Dr. N. N. N.



DIE GROSSE STADT DER TOTEN

Paris ist nicht nur eine Metropole des Lichtes und der Freude, es ist auch eine Stadt der Todesschatten. Die wenigsten von denen, die in den Vergnügungsvierteln am Montmartre oder in anderen Straßen, am Ufer der Seine oder auf den Boulevards, ihren Vergnügungen nachgehen, ahnen etwas davon, daß in den „Katakomben“ der Hauptstadt Frankreichs über sechs Millionen Tote ruhen. Nirgendwo auf dieser Welt, nicht einmal an der Ruhestätte der Habsburger, in der Kapuzinerkirche zu Wien, spricht uns das eiserne „Memento mori“ so ernst, so erschreckend ernst an, wie an dieser Stätte. Nirgendwo wird uns die Vergänglichkeit alles dessen, was irdisch ist, so offenkundig, wie an der Ruhestätte dieser sechs Millionen Tote im Herzen von Paris. Nur wer starke Nerven hat, mag sich einmal durch jenes Labyrinth der Toten führen lassen. Wenn er aus den dunklen Stollen, deren Wände von den Gebelnen und Schädeln der Toten gebildet sind, wieder hinaufgekehrt ist zum Licht der Sonne, begreift er, was es heißt: „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zu Staub zurückkehren wirst!“ Daran ändert auch nichts, daß ihm die Silhouette des Eiffelturmes oder andere großartige Bauten desselben jenseits der Seine von der Größe des Menschen, der alles dieses schuf, Zeugnis geben wollen. Das Ende unserer Pilgerfahrt ist für arm und reich, für hoch und niedrig, das Grab.

IN DEN KATAKOMBEN VON PARIS

auch? — die Opfer der Revolution, ganz gleich, auf welcher Seite sie gekämpft haben oder an welchem Tage sie gestorben sind, haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Unwillkürlich drängt sich einem der Gedanke auf, daß eigentlich nur hier, fast 20 Meter unter den Straßen der französischen Hauptstadt, auf denen sich die blutigen Freiheitskämpfe abgespielt haben, die Ziele der Revolution verwirklicht worden sind. Hier herrscht die Gleichheit, von der die Idealisten geträumt haben, für die sie gestorben sind und die die Überlebenden nie ganz erreicht haben.

Die Führung neigt sich ihrem Ende zu. Über 84 Stufen steigen die Gäste wieder ans Tages-

licht. Die meisten von ihnen sind noch so beeindruckt und in Gedanken versunken, daß sie vergessen, ihren Führern ein Trinkgeld zu geben. Wortlos geht man auseinander. Fast jeder hat das Bedürfnis, allein zu sein. Wie aber ist diese Totenstadt entstanden? Warum kennt sie kaum jemand?

Eine Prozession des Grauens

Es war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Paris hatte seit vielen Jahrhunderten seine Toten auf den Friedhöfen der Kirchen und Kapellen begraben. Die Stadt wuchs und die Gräberfelder wurden zu klein. Eines Tages trat das ein, was verschiedene Verwaltungsbeamten befürchtet hatten: Die Häuser in der Nachbarschaft der Friedhöfe sackten ab und stürzten schließlich ein. Die Bürger verlangten Abhilfe. Schließlich wurde eine öffentliche Kommission eingesetzt, deren Aufgabe es war, die Situation gründlich zu untersuchen. Es vergingen drei Jahre, bis der Abschlußbericht vorlag. Es sei, so hieß es darin, notwendig, die alten Friedhöfe einzuebnen, da sie ständige Gefahren- und Seuchenherde seien.

Wahrscheinlich hätte man nichts weiter unternommen, wäre nicht der Polizeileutnant Thiroux de Crosne auf den rettenden Gedanken gekommen, die sterblichen Überreste der Toten in die alten unterirdischen Steinbrüche von Paris umzubetten. Damals war man gerade dabei, die Steinbrüche, deren Ursprung bis auf die Römer zurückgeht, gründlich zu erforschen. Niemand kannte bis dahin ihre Geheimnisse und ihre Ausdehnung.

Ein Untersuchungsausschuß sollte die Möglichkeiten abwägen und alle nötigen Vorkehrungen treffen. Als die Öffentlichkeit davon erfuhr, teilten sich die Meinungen. Zwar war man sich darüber einig, daß irgend etwas geschehen müsse, auf der anderen Seite aber sträubten sich die Pariser dagegen, daß die Ruhe ihrer verstorbenen Vorfahren gestört werden sollte. „Laßt die Toten ruhen“, sagte man, aber die Lebenden mußten geschützt werden, und wäre es gegen ihren Willen gewesen. Die Behörden konnten es nicht wagen, die Gesundheit der Bürger aufs Spiel zu setzen.

Im Jahre 1786 weihte der Generalvikar des Erzbistums Paris die Katakomben, einen Teil der unterirdischen Steinbrüche, der die sterblichen Überreste aller auf den Friedhöfen von Paris Begrabenen aufnehmen sollte, ein. Noch in derselben Nacht begann die Umbettung. Zwei Jahre lang dauerten die Arbeiten; zwei Jahre lang fuhren die schwarz verkleideten Wagen, begleitet von Priestern, durch die Straßen der französischen Hauptstadt zum Eingang des Totenreiches, einem brunnenähnlichen Schacht in der Avenue du Parc Montsouris, der heute noch zu sehen ist. Dann verschwand die Skelette in den Katakomben, wo nur noch die gelegentlichen Besucher den Schlaf der Toten stören.

Alle sind hier gleich

Wenige Jahre später wurde die Bastille gestürmt. In Paris und ganz Frankreich flossen Ströme von Blut. Die Vernunft wurde zur Göttin erhoben, der Glaube verlacht und die kalte Logik gefeiert. Die Menschen lebten in einem Rausch, im Vorgefühl der Freiheit, die sie zu Göttern erheben sollte. Die Anhänger der alten Ordnung wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet, als sei eine Exekution ein Volksfest, aber niemand, auch die rücksichtslosesten Revolutionäre nicht, kamen auf den Gedanken, den Schlaf derer zu stören, die in den Katakomben ruhten und denen einst die Monarchie alles bedeutet hatte.

Drei Zugänge führen noch heute zum Reich der Toten. Keiner von ihnen ist irgendwie gekennzeichnet. An jedem gehen jeden Tag Tausende und Abertausende vorbei, ohne es zu wissen. Viele Franzosen haben nie von den Katakomben gehört. Paris lebt, arbeitet, liebt und stirbt über seinen Toten, ohne sich Gedanken darüber zu machen.



„RUHE IN FRIEDEN“

Bei der Umbettung der sechs Millionen Toten wurden auch die Gedenksteine berühmter Pariser Bürger in die Katakomben übertragen. Hier das Grabdenkmal eines von der Académie Française im Jahre 1784 preisgekröntem Gelehrten. Rings an den Wänden befinden sich Tausende von Knochen und Schädeln. Die Grabinschrift „Ruhe nun in Frieden“ wirkt gerade in dieser Umgebung sehr erschütternd.



QUELLE DER LETHE

oder Brunnen der Nächstenliebe heißt dieses Wasserbecken tief unter der Erde, das einst für die Totengräber angelegt worden war.

Es ist kurz vor zwei Uhr nachmittags. Im Hof des Pavillon am Place Denfert-Rochereau Nummer 2 in Paris haben sich einige Menschen versammelt. Es sind teils schlicht gekleidete Franzosen, in der Mehrzahl aber ausländische Touristen, denen man es anstellt, daß sie hierher gekommen sind, weil sie sich eine Sensation versprechen. Der Uhrzeiger wandert langsam weiter.

Es ist zwei Uhr. Einer der dunkel uniformierten Fremdenführer fingert an seinem Schlüsselbund und schließt eine Tür auf, die niemand vorher beachtet hat. Durch sie verschwindet die Gesellschaft, und eine Minute später liegt der Pavillon verlassen da. Von draußen hört man gedämpft das Hupen der Autos und die Stimmen der Zeitungsjungen, die ihre Blätter ausschreien.

Die Stunden vergehen. Irgendwo in Paris trennt sich eine Gruppe von Touristen. Man muß schon genau hinschauen, ehe man erkennt, daß es die vom Pavillon Denfert-Rochereau sind. Ihre Gesichter sind wie verwandelt, sie brauchen Stunden, bis sie sich in die Gegenwart zurückfinden, denn sie kommen aus dem Reich des Todes.

ten von Paris, sauber ausgerichtet und aufgeschichtet, als warteten sie wie Soldaten auf den letzten Apell. Nur diese fast unwirkliche Ordnung nimmt dem Anblick etwas von dem Grauen, das man nicht abschütteln kann.

Weiter geht es durch die crypte du Sacellum mit dem Altar der Obelisk, der die Nachbildung eines antiken Grabes ist, das man vor mehr als 180 Jahren am Seineufer entdeckt hatte.

In der Mitte einer anderen, von Säulen gesäumten Grabkammer befindet sich ein Denkmal, das von einer Grablampe überragt wird. Früher einmal brannte in ihr ein Ewiges Licht, doch das wird seit über 100 Jahren nur bei besonderen Anlässen entzündet. Nicht weit davon im selben Raum mahnt ein Kreuz mit der Inschrift „Bedenke Mensch, daß du aus Staub bist und wieder zu Staub werden wirst.“ Nirgendwo in der Welt wird einem die Vergänglichkeit des Lebens so klar, wie hier beim Rundgang durch die Stadt der Toten. Soweit das Auge reicht, sieht man nichts als Knochen und Schädel— Millionen und Abermillionen davon.

Vier Särge aus Stein

Gegen Ende der Führung versammeln sich die Besucher in einer Halle, die neben menschlichen Gebelnen vier Steinsärge birgt. Jeder von ihnen ist, wie die Inschriften aussagen, der Erinnerung an eine der großen Schlachten der Französischen Revolution gewidmet. Da liest man, daß am soundsovielten in den Jahren der Revolution soundsoviel Tausende ihr Leben für die Freiheit gelassen hätten. Es ist seltsam, man gibt sich gar keine Mühe, die Daten und Zahlen genau zu lesen. Warum sollte man

bleiben Sie unbedingt beisammen, warnen die Führer, nachdem die Tür des Pavillons hinter dem letzten Touristen ins Schloß gefallen war. „Was kann mir schon passieren?“ fragte sich so mancher der ausländischen Teilnehmer an der Führung, „so leicht geht heute kein Mensch mehr verloren und ich schon gar nicht.“ Als aber das Tageslicht immer schwächer wird, verstummen die Kommentare. Schließlich entzündeten die Uniformierten ihre Fackeln. Sie verbreiten ein geisterhaft zuckendes Licht. Meter um Meter windet sich die Wendeltreppe in die Tiefe, in eine bodenlose Nacht.

90 Stufen hat diese Treppe, dann endet sie 19 Meter unter der Erde, unter den Straßen von Paris, auf einer Galerie. Noch einmal ver sichern sich die Führer, daß niemand zurückgeblieben ist, und dann geht es weiter durch Stollen, Tunnel und Gänge, an deren Decke ein schwarzer Farbstrich den Weg weisen und ein Verirren verhindern soll. Manchmal taucht im Fackellicht eine Gedenktafel auf. Nach einem kurzen Halt und einer knappen Erklärung setzt sich die Gruppe wieder in Bewegung, und die Steinplatten mit ihren jahrhundertalten Inschriften werden von der undurchdringlichen Dunkelheit verschluckt.

Bedenke Mensch, daß Du aus Staub bist

Endlich erreicht die Führung eine Tür. Sie führt in einen kleinen schmucklosen achteckigen Raum. Wie gebannt schauen die Besucher auf die Inschrift über der zweiten Tür, die dem Eingang gegenüberliegt. Es ist nur ein kurzer Satz. Er wirkt wie eine Warnung, eine Drohung, ein Befehl:

Arrête! C'est ici l'empire de la mort — Halt! Hier beginnt das Reich des Todes.

Hinter dieser Tür beginnt die unterirdische Totenstadt von Paris, eine Stadt, in der mehr Ordnung herrscht als in den Straßen über ihr. Dort liegen die Knochen und Schädel der To-



DIE KIRCHE SACRE COEUR

auf dem Montmartre in der Nähe des Vergnügungsviertels im Norden ist eines der schönsten neueren Gotteshäuser der Seine-Stadt.



BLICK AUF DAS PANTHEON

Auf dem Südufer der Seine liegt der mittelalterliche Stadtteil Quartier Latin mit der Sorbonne, dem Cluny-Museum, den Kirchen St. Severin und St. Etienne-du-Mont und dem berühmten Pantheon (unser Bild). Das Gebäude wurde nach dem römischen Vorbild errichtet.

STIMMEN, DIE DIE WELT EROBERTEN

DIE BERÜHMTESTEN RUNDFUNKSTARS UNSERER ZEIT VON TOM WALDEN

Copyright by Hamannpress, Hamburg, durch Mainzer Illopress GmbH, Mainz

Die Frau mit der Wunderkehle

WIE DIE INDIANERPRINZESSIN YMA SUMAC ENTDECKT WURDE
DAS GRÖSSTE GESANGSPHÄNOMEN ALLER ZEITEN

Musikexperten sagten:

„So etwas ist nicht möglich!“

Hunderttausende hielten den Atem an, als man ihre Stimme zum ersten Mal im Radio hörte, diese Stimme, die vom männlichen Bariton bis zur höchsten Sopranhöhe reicht!

„Sie ist Lily Pons, Marion Anderson und Erna Sack in einer Person! Ein Wunder — eine einmalige Erscheinung!“

Dies sind nicht die Worte reklametüchtiger Manager, es ist das Urteil der Fachwelt, die in fassungslosem Staunen vor Yma Sumac steht. Ganz plötzlich ist dieses Stimmphänomen aufgetaucht, und schon hat die Fünfundzwanzigjährige die Welt erobert! Und dabei singt Yma Sumac in einer Sprache, die kein Mensch verstehen kann: sie singt vorwiegend im Indianerdialekt ihres heimatlichen Keschuadorfes in den Kordillieren. Yma Sumac ist Indianerprinzessin aus dem Stamme der Inkas, ihre Urahnen waren Könige bis zum Jahr 1550, als die spanischen Eroberer die Inkas vertrieben und fast gänzlich ausrotteten. Nun leben die letzten Inkas in kleinen Siedlungen in 3000 Meter Höhe in den wilden Kordillieren. Sie sind scheu und verschlossen und beten noch heute den Sonnengott an.

„Treibt ihr den Teufel aus der Kehle!“

Hier kam das kleine Indianermädchen vor 25 Jahren zur Welt. Man nannte es Yma Sumac, das bedeutet in der Inkasprache „Die Wunderschöne“, und die Eltern hatten den richtigen Namen gewählt, denn die kleine Prinzessin ist sagenhaft schön: blauschwarzes Haar, wie die Schwingen eines Bergadlers, große, ein klein wenig schief stehende Augen, eine Haut wie Goldbronze, eine Gestalt, so zierlich, wie die einer Antilope. Aber das Seltsamste war schon immer die Stimme: Yma überlieferte alle, wenn der Chor der Inkaindianer die rituellen Weisen zum Lobe des Sonnengottes sang.

Sie weckte Bestürzung und Ärger in dem kleinen Heimatdorf Ichocan und der Aberglaube rannte seine Blüten um sie!

„Sie hat den Teufel in der Kehle!“

Ymas Eltern bekamen Angst. Vielleicht würde man ihrer kleinen Tochter ein Leid antun, wenn man sie für verhext hielt. Als die Prinzessin sechs Jahre alt war, brachten die Eltern sie zum Medizinmann des Stammes:

„Treibt ihr den Teufel aus der Kehle!“ flehten sie. Der Stammeszauberer tat sein Bestes; er stellte Yma in einen „magischen Kreis“, er gab ihr bitter schmeckenden Wurzelsaft zu trinken, er hielt sie eine Woche lang in einer dunklen Höhle versteckt. Als man die kleine Prinzessin wieder ans Tageslicht holte — sang sie genau so wie früher! Es hatte nichts genutzt; ihre Stimme griff über 5 Oktaven, vom tiefen Grollen eines gefährlichen Silberlöwen bis zum trillernden Jubellaut der Nachtigall! Und auf einmal schlug die Stimmung im Dorf zu Gunsten der Inkaprinzessin um!

„Sie ist ein Liebling der Götter, Inti Huayma Capac“, die Sonne selbst hat sie erwählt, sie soll Vorsängerin des Chores werden!“

Und das wurde die kleine Indianerprinzessin und wäre es vielleicht noch heute, wenn nicht ihr Ruhm zur peruanischen Hauptstadt Lima gedrungen wäre.

Unter Lebensgefahr nach Lima

Die peruanische Regierung lud Yma Sumac in die Hauptstadt ein. Sie sollte zusammen mit ihren Eltern reisen. Damals war Yma Sumac 14 Jahre alt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in Ichocan:

„Die Sonnenprinzessin will uns verlassen!“

Es kam zu einer Revolte. Man umstellte das Haus der Eltern, man wollte Yma Sumac entführen, im Tempel einsperren. Dieses Stimmphänomen sollte nicht zu den Menschen der Ebene, zu den Bleichgesichtern, „Inti Huayma Capac“, der Liebling der Sonne, sollte dem Stamm erhalten bleiben.

Mitten in der Nacht, unter Lebensgefahr, gelang es Yma Sumac und ihren Eltern, zu fliehen. Eine Wache, die sich in den Weg stellte, trat scheu zurück, als Prinzessin Yma Sumac, „Die Wunderschöne“, sie mit ihren bernsteinfarbenen Augen anschaute ...

In Lima sang Yma Sumac vor dem peruanischen Unterrichtsminister, dann öffentlich vor einer Menge von mehr als 100.000 Peruanern! Sie sang ohne Mikrophon — und alle hörten sie. Keiner verstand ein Wort der Inkasprache, aber das 14jährige Mädchen konnte mit ihrer Zauberstimme alles ausdrücken: Schmerz, Freude, Angst, Lust — man brauchte keinen Text, um sie zu verstehen.

In wenigen Monaten hatte die indianische Prinzessin ganz Lateinamerika im Triumphzug durchkreuzt.

Yma Sumac hatte Lesen und Schreiben gelernt, wie sich das für den Sprößling einer fürstlichen Familie gehört. Angstlich behüteten die Eltern ihre Tochter, nie durfte sie einen Schritt allein ausgehen.

Doch in Mexiko traf sie den Mann, der ihr

Junges Herz eroberte. Sie war knapp 15 Jahre alt, als sie beim Fest der Akademie der Künste, auf dem sie auf Einladung des mexikanischen Präsidenten gesungen hatte, Moises Vivanco traf, einen Musiker halb indianischer, halb spanischer Herkunft. Vivanco war Virtuose im Gitarrespiel, ein sehr begabter Komponist, dessen Spezialität es war, uralte Kultlieder und Indianermelodien wieder aufleben zu lassen.

Vivanco hielt streng darauf, daß seine schöne junge Frau nur Indianerlieder sang. Mit seiner angeborenen Musikalität hatte er herausgefunden, daß hier der Reiz, die Eigenart lag! Er komponierte Hunderte von Melodien für Yma Sumac, er durchforschte die Schriften der Inkas, hörte sich die religiösen Kultgesänge an. Und Yma Sumac sang sie ...

Aber das brachte kein Geld. Eine Zeitlang beschäftigte sich das junge Paar mit einer Fischkonservenfabrikation. Yma Sumac füllte Thunfische in Dosen — und sang während der Arbeit, und Moises Vivanco versuchte, diese nahrhaften Produkte zu exportieren. Damit verdiente man just so viel, daß man nicht zu hungern brauchte.

Mit dem Mikrophon wurden sie groß, berühmt und reich. Dem Rundfunk und der Schallplatte verdanken sie ihren kometenhaften Aufstieg: die Radio-Stars, von denen Millionen täglich sprechen, denen Millionen in allen Ländern täglich lauschen.

Ob das unfaßbare Stimmwunder Yma Sumac oder der schluchzende Bauernjunge aus Michigan, Johnnie Ray, ob die gräzile Lena Horne, die sich gegen alle Rassevorurteile zum Erfolg durchrang oder Frank Sinatra, das Idol der Backfische aller Jahrgänge — sie alle wären nie zum Weiterfolg gelangt, hätten ihnen nicht Mikrophone und Schallplatten die Möglichkeit dazu geboten.

Wie sechs der berühmtesten Gesangsterne den Weltruhm bezwangen, schildert unser Tatsachenbericht. Ihr Aufstieg war immer von jener bezwingenden Dramatik erfüllt, die oft das Schicksal der Künstler, denen die Gunst der Welt zufällt, umschließt.



YMA SUMAC, DAS FÜNF-OKTAVEN-WUNDER

Die schwarzhaarige Schönheit aus den peruanischen Anden, Yma Sumac, setzt die Rundfunkhörer der ganzen Welt durch ihren einmaligen Stimmumfang von fünf Oktaven immer wieder in Erstaunen. Wie es heißt, ist die Sängerin eine echte Inka-Prinzessin. — Frau Sumac gibt in Frankfurt a.M. ein Interview.

Liebe auf den ersten Ton

Sie heirateten in einer kleinen katholischen Kirche. Es war Liebe auf den ersten Blick, vielleicht auch auf den ersten Ton. Yma Sumac trug am Hochzeitstag ein Kleid aus starrer Goldbrokat und einen Schmuck aus dem Schatz des Kaisers Atahualpa, den Pizarro 1533 hinrichten ließ. Die Kirche war mit Tausenden von blühenden Jasminzweigen geschmückt.

Zunächst jedoch hatte das junge Paar es schwer. Lateinamerika war erobert, aber die übrige Welt wollte nichts von ihnen wissen.

Doch 1950 kam plötzlich der große Umschwung, der meteorhafte Aufstieg der Indianerprinzessin. Eine nordamerikanische Schallplattenfirma brachte eine Platte heraus, ein religiöses Lied im Inkadialekt: „Schönes Mädchen, Jungfrau der Sonne ...“, gesungen von Yma Sumac.

Diese Grammophonplatte wurde ein solcher Erfolg, daß sofort ein ganzes Album voll Inka-Gesängen mit Millionenauflagen folgte. Dann kam Angebot auf Angebot, über Nacht wurde Yma Sumac weltberühmt.

Durch Tränen zum Weltruhm

JOHNNIE RAY, DER SCHLUCHZENDE SÄNGER — EINE STIMME VERSETZT DIE WELT IN FIEBER

In den USA ist eine Seuche ausgebrochen, ein Fieber, das sich blitzschnell verbreitet! Es ist nicht gefährlich, man stirbt nicht daran, aber es ist ansteckender als die Pest! Und für die meisten Menschen, die etwas von Musik verstehen, unbegreiflicher, denn bei der Pest kennt man die Ursachen, beim Ray-Fieber kennt man sie nicht! Frauen fallen vor Entzücken in Ohnmacht, junge Mädchen und Junglinge geraten in Ekstase, Tränen fließen in Strömen, wenn Johnnie Ray, der „schluchzende Crooner“, ein Konzert gibt.

Ein Fieber rast durch die Staaten ...

Wenn Johnnie Ray singt, wird die Polizei alarmiert, denn die Begeisterung bricht alle Schranken nieder. Muskelstarke Männer hüten Johnnie vor allzu stürmischer Anhänglichkeit. Ein vornehmes Hotel in New York hat sich unlängst geweigert, Johnnie ein Zimmer zu geben, weil bei seinem letzten Besuch in der Empfangshalle vierzehn Fensterscheiben von jungen Autogrammjägerinnen eingedrückt worden waren. Das Ray-Fieber rast in den USA, und es hat auch schon nach Europa übergriffen. Aus England meldet man die ersten Fälle!

Woher kommt dieser beispiellose Erfolg des jungen Crooners? Denn es gibt ja Tausende von Schlagersängern, die Abend für Abend sentimentale Refrains in ein geduldiges Mikrophon singen! Johnnie ist — ganz durch Zufall — auf einen raffinierten Trick gekommen, der ihn mit einem Schlag aus der Reihe der anderen Refrainsänger heraushebt: er weint, ja, er schluchzt herzzerbrechend beim Vortrag seiner Lieder. Der ganze Schmerz unserer unruhigen, gehetzten Tage scheint aus seiner Stimme zu klingen. Und er bringt sein Publikum ebenfalls zum weinen! Und diese Tränen wirken wohl befreiend! Das wissen die Psychiater seit Jahrzehnten, und sie predigen es ihren Patienten:

„Weinen Sie sich einmal richtig aus! Das befreit und erlöst!“

Johnnie Ray hat ganz unbewußt diese psychische Zauberformel erjagt und sie hat eingeschlagen. Je härter die Zeiten sind, um so sentimentaler werden die Menschen. Sie wollen der Gegenwart entfliehen. Und das ist das Geheimnis des 24jährigen Crooners Johnnie Ray! Vor einem Jahr kannte ihn noch kein Mensch, heute verdient er hunderttausende

Die „verhexte Frau“ erobert Europa

Natürlich ließ sich Europa dieses Stimmphänomen nicht entgehen, denn eine Frau, die mehr Angebote bekommt als Bing Crosby, obwohl man nicht ein Wort von dem, was sie singt, verstehen kann, muß ja auch für Europa eine Sensation sein.

„Voice of the Ytaby“, die Stimme der „verhexten Frau“, heißt die Folge der Grammophonplatten, die Yma Sumac gesungen hat, und um die man sich reißt. Die Grande Opéra in Paris war seit Wochen ausverkauft, als man Yma Sumacs Gastspiel ankündigte. Die Eintrittskarten wurden zum zehnfachen Preis schwarz gehandelt. Die erste Garde der Kritiker marschierte auf, bereit, die Inkaprinzessin als „Bluff“ zu entlarven!

Aber es war kein Bluff, Yma Sumacs Stimme ist ein Wunder — einmalig in der Welt des Gesanges. Sie schlug Paris in Bann, das Publikum schrie sich heiser vor Begeisterung. Aber Yma eilte, so schnell sie konnte, ins Hotel Grillon zurück, wo ihr zweijähriges Söhnchen Papschka wartete. Sie trennt sich nie von Mann und Kind.

Zürich, London, Venedig, Hamburg hießen die nächsten Stationen! Wenn man Yma Sumac fragt, wie sie sich als Weltberühmtheit fühlt, lächelt sie ein wenig:

„Ich singe ja nur, nichts weiter! Und alles verdanke ich meinem Mann!“ sagt sie in ihrem etwas mühsamen Englisch.

Sie singt nur, ja, sie singt über fünf Oktaven, mit einer Stimme, die nie geschult wurde. Sie ist ein einmaliges Naturtalent.

Dies und das und noch etwas

Die Schwerte der Krokodile beträgt nur das zehnfache der Körperlänge, die der Frösche das zwanzigfache.

Im Jahre 1780 erfand ein Leipziger Mechaniker den ersten Füllfederhalter.

Die erste große fahrbare Feuerspritze baute 1810 Anton Biatner zu Augsburg.

Das Pfeilgift der Eingeborenen Afrikas ist 40mal so stark wie das Gift der Kreuzotter.

Johann Hus, der Reformator Böhmens, hieß mit seinem richtigen Namen Gans.

Die ersten von Menschen erbauten Brücken waren beweglich.

In Belgien zählt man auf je 12 Personen über 17 Jahre eine Gastwirtschaft.

Das Kopfhaar einer Frau kann bis zu 250 Gramm Gewicht haben.

Die Haut der innerafrikanischen Neger ist fast zweimal so dick wie die der Europäer.

Die Baukosten der Peterskirche in Rom betragen 280 Millionen Mark.

Goethe hat sich 60 Jahre lang mit dem „Faust“ beschäftigt und ihn erst in seinem 82. Lebensjahre vollendet.

Auf der Insel Man im englischen Kanal lebt eine Katzenrasse, die keine Schwänze hat.

Eichhörnchen klettern stets mit dem Kopf voran, auch beim Herunterklettern vom Baume.

Dollars allein mit seiner Grammophonplatte „Sky“, dem Lied von der kleinen Sommerwolke, die zu regnen beginnt ...

„Du bist ja taub!“

Johnnie Rays Lebensgeschichte begann in einem dunklen Hinterzimmer eines Arbeiterhauses, irgendwo im Staate Michigan. Sein Vater war — und ist es heute noch, trotz der Millionenverdienste seines Sohnes — Mechaniker in einem Mühlenwalzwerk. Johnnie war ein zarter Junge, mager und knochig. Er hatte immer Hunger, aber er wurde selten satt, denn seine Eltern hatten viele Mäuler zu stopfen. Er besaß damals nur ein einziges Paar Schuhe. Kürzlich kaufte er sich in New York das hundertste Paar in diesem Jahr, denn Schuhe sind seine Leidenschaft, vielleicht nur deshalb, weil er als Kind nur ein Paar besaß!

Seine ganze Leidenschaft war Musik, obwohl er von glänzlich unmusikalischen Eltern stammt. Schon als fünfjähriger Knabe drückte er seine Nase an den Fensterscheiben der „Saloon“-platt, in denen ein Musikapparat sentimentale Melodien klapperte, wenn man ein Centstück einwarf. (Fortsetzung folgt)

Das Spiel um die schöne Judith

Newyorker Spionageurteil wurde nie vollstreckt

Die Spionagegeschichte um Judith Coplon ist bis heute ohne Abschluß geblieben. Judith, hübsch, jung, intelligent, wurde am 4. März 1949 in Newyork verhaftet, als sie dem Sowjetrussen Valentin Gubitschew die Kopie von 34 Geheimdokumenten der Regierung geben wollte. Das erste Washingtoner Urteil lautete auf 40 Monate Gefängnis wegen Dokumentendiebstahls aus dem USA-Justizministerium. Im zweiten Prozeß in Newyork maß man Judith wegen Spionage 15 Jahre zu. Noch heute lebt sie auf freiem Fuß und ist Mutter einer entzückenden Tochter geworden — der Vater ist ihr Rechtsbeistand Albert Socolow. Judith hat ihn vor drei Jahren geheiratet, vielleicht aus Dankbarkeit, weil er dem FBI nachwies, daß



In der englischen Hopfengegend Tombridge unlagerte unlängst eine große Volksmenge die Hopfengärten, weil dort vorübergehende Spaziergänger mit absoluter Sicherheit verschiedene „Geister“ gesehen hatten. Die Menge schwoh ständig an, und die meisten hatten sich mit Hopfenstangen, Revolvern und Jagdfinten bewaffnet, um die Geister aus der Hopfengegend zu vertreiben. Aus den umliegenden Orten eilten auch Neugierige herbei, die über 50 Stunden auf dem Platz ausharrten, um dem Kampf gegen die Geister beizuwohnen. Die Geister zeigten sich allerdings nicht, und die Polizei mußte schließlich eingreifen, um die jagdlustige Menge zu vertreiben. Nach einigen Tagen konnte man zwei aus der nahen Irrenanstalt entsprungene ältere Frauen dingfest machen, die sich einen besonderen Spaß daraus gemacht hatten, in riesige Bettlaken gehüllt — Geistererscheinungen zu „spielen“.

Belastungsmaterial gegen Judith auf ungesetzlichem Wege beschafft worden war.

Ihr Fall war anfangs recht klar. Edgar Hoover, Chef des FBI, erhielt Mitteilung, daß die Sowjetrussen regelmäßig mit vertraulichen Dokumenten aus dem amerikanischen Justizministerium und aus der eigenen Staatspolizei beliefert würden. Hoover setzte alle verfügbaren Kräfte auf die Spur. Dutzende von Regierungsangestellten waren plötzlich verdächtig und wurden vom FBI-Leuten überwacht. Monate vergingen ohne Resultat. Doch Hoover ließ nicht locker. Die sensationelle Information hatte ihm sein „bestes Pferd“ gegeben, ein Mann, den das FBI in die russische UNO-Delegation geschmuggelt hatte und der heute noch unerkannt bei den Sowjets Dienst tut.

Hoover griff zu einer List. Er sandte dem Justizministerium ein fingiertes Schreiben mit Angaben über angebliche Vertrauensleute des FBI in der sowjetischen Legation. Drei Tage danach erbat sich die Sekretärin des Abteilungsleiters Mr. Foley im Washingtoner Ministerium Urlaub. Es war Judith Coplon. Eine Karawane von FBI-Leuten folgte ihr, als sie im Wagen eines kaufmännischen Direktors die Urlaubsreise antrat. Drei Wochen vergingen, doch das FBI konnte Tag für Tag nichts anderes notieren als Einzelheiten einer privaten Liebesgeschichte.

Ein zäher Bewacher folgte ihr dennoch und machte eine phantastische Entdeckung. Judith fuhr in Newyork mit der Untergrundbahn in

die 191. Straße, traf sich vor dem Schaufenster eines Juweliers mit einem jungen schwarzhaarigen Mann und suchte mit diesem ein kleines Restaurant auf. Der verzweifelte FBI-Mann konnte wegen eines lärmenden Musikautomaten kein Wort von der Unterhaltung verstehen.

Als Judith mit ihrem Freund das Lokal verließ, folgten ihr rasch zusammengezogene Detektive. Wieder ging es zur Untergrundbahn. Als der Zug nach einem Zwischenhalt an der 125. Straße schon wieder anfuhr, riß der neben Judith sitzende Unbekannte plötzlich die Türe auf und verschwand. Noch zweimal fuhr die hübsche Sekretärin in den folgenden Wochen von Washington nach Newyork. Jedesmal traf sie sich mit dem Schwarzhaarigen, der bald als der Sowjetruse Gubitschew identifiziert wurde.

Am 4. März 1949 ließ Hoover zuschlagen. Wieder stand Judith vor dem Schaufenster eines Juweliers, wieder näherte sich Gubitschew. Judith öffnete ihre Handtasche und wollte ihm etwas geben. Da griffen drei Männer ein, die plötzlich hinter ihr standen. Das Spiel war aus. War es wirklich aus? Gubitschew wurde des Landes verwiesen, Judith Coplon erfreut sich heute noch ihrer Freiheit. Im Hintergrund aber spielen weiter die Fäden zwischen dem amerikanischen und russischen Nachrichtendienst.

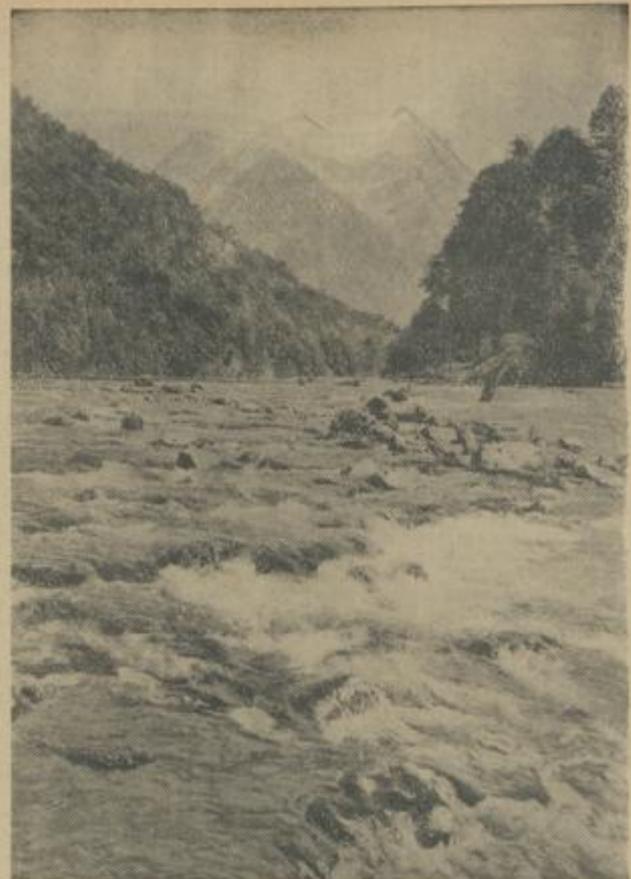


MAURISCHER BRUNNEN

Die moderne Technik weiß mit maurischen Brunnen nicht mehr viel anzufangen. Ihre Methoden sind nur auf das Endziel, die Unterwerfung der Kräfte der Natur, gerichtet. Um so mehr erfreut sich unser Herz an den immer seltener werdenden Zeugen einer geruhlosen Vergangenheit, wie sie uns in efeuunwucherten Stadttoren unserer Heimat oder auch in diesem wunderbaren Brunnen in Ain Nejjarine, Fes, begegnet.

STROMSCHNELLEN DES RIO TRAIADOR (SÜDCHILE)

Phantastische, oft groteske Landschaftsbilder bieten sich dem Reisenden in Chile. Das Land ist sehr fruchtbar. „Dreizehn Monate im Jahr regnet es hier“, wie die Chilenen versichern. Im oberen Flußbett des Rio Puelo liegen große Gletscher im unentdeckten Gebiet der Anden. Riesenfarne, bis zu vier Metern Höhe, sieht man nicht selten. Durch das Waldesdickicht leuchten die rotblühenden glockenartigen Copihuen mit ihren weißgepunkteten Blütenkelchen. Mooskräuter aller Formen, armstarke Lianen und andere Schmarotzerpflanzen ranken an den Baumriesen bis zu den gewaltigen Kronen empor. Wenn ein durstiger Urwaldreisender eine der essbaren Rhabarberpflanzen, die „Nalca“ antrifft, unter deren Blätterdach ein erwachsener Mensch bequem stehen kann, so tut er gut, sich mit den Stengeln dieser Pflanze einzudecken, denn ihr Saft schmeckt wie ungesüßtes Zitronenwasser.



Wohlgenährte Herren hatten zuviel Appetit

Schmuggel zwischen Tschorlu und Demotika

In dem Zug, der aus dem türkischen Tschorlu kam und nach Demotika fuhr, blühte wieder der Schmuggel. Gemünztes und ungemünztes Gold, Juwelen, Devisen und andere Dinge, immer nur eine Handvoll oder zwei, aber bei den Händlern hinter verschwiegenen Häusern merkte man es! Vergebens versuchte die griechische Polizei zusammen mit der türkischen der Bande eine Falle zu stellen. Daß es eine Bande war, bewiesen die gesetzten älteren Herren, die mit guten Pässen, aber ohne sichtbaren Anlaß wiederholt über die Grenzen fuhren, um mit dem nächsten Zug zurückzukehren.

Visitationen hatten keinen Erfolg. Man klopfte ihnen die Embonpoints und die Hosentaschen ab, sah unter den Sitzen nach und im Schweißleder der Hüte — nichts, rein gar nichts war zu fühlen oder zu sehen, und die Untersuchten verbateten sich schließlich mit Impertinenz die dauernde Schikane erfolgloser Kontrollen. Daß sie alle unter einer Decke steckten, war klar, irgend jemand mußte ihnen die Fahrkarten, die Schmuggelware und die Provision in die Hand drücken. Irgendwo stand im Hintergrund der „Chef“, der das Zubringerwesen organisiert hatte und seine Leute Tag für Tag über die Grenze schickte. Warum aber ausgerechnet nur würdige ältere und wohlgenährte Herren?

Diese Frage legte sich ein junger Polizeibeamter vor, dem die erfolglose Suche keine Ruhe ließ. Von seinem Vorgesetzten erbat er sich die Erlaubnis, zwei Wochen lang die Schmuggler beobachten zu dürfen. Zwei Wochen lang fuhr er zwischen Tschorlu und Demotika hin und her und kannte bald jeden Busch an der Strecke. Mit ihm fuhren die harmlosen älteren Herren mit den verschmitzten Levantinergesichtern, erzählten sich untereinander Witze, lasen die Zeitung und stürzten, wenn der Zug an der Grenzstation kontrolliert worden war, zu den Abteilfenstern, um sich bei dem an den Wagen vorbeigehenden Bahnsteigkellner eine Erfrischung zu kaufen.

Eine Erfrischung? Bei diesem Punkt seiner täglichen Wahrnehmungen kamen dem jungen Polizisten überraschende Bedenken. Warum waren diese wohlgenährten Herren so ausgehungert, daß sie sich immer genau an der Grenze mit Obst, Wein, Süßigkeiten und Zigaretten versorgen mußten?

Beim nächsten Male griff der Beamte zu und

entriß dem ihm gegenüberstehenden Schmuggler die Schokoladenschachtel. Ein Ruf der Empörung, aber die schnellen Finger des Polizisten holten zwischen dem Inhalt ein halbes Dutzend Kokainkapseln heraus. Des Rätsels Lösung war der Bahnsteigverkäufer, welcher

„Petri Heil — und mach's nicht zu toll!“ sagte Fred zu seinem Freund Bill Butler, der zum Angeln ging. Bill war am ganzen Ontariosee dafür bekannt, daß er ein tolles Glück beim Fischen hatte. „Wird nicht so schlimm werden“, suchte Butler zu besänftigen, dachte aber bei sich: Na, einen schönen Braten möchte ich mir heute schon angeln. Habe mal wieder so rechten Appetit auf etwas Geschuppertes ... Kaum aber hatte Bill seine Angel im Wasser, da zappelte bereits ein riesiger Wels am Haken. Der Fisch hatte eine Länge von 1,5 Meter und wog 40 Pfund. Fast zwei Stunden lang kämpfte Butler mit dem riesigen Fisch. Wiederholte gelang es diesem, den Angler, der die Schnur unter keinen Umständen loslassen wollte, ins Wasser zu ziehen und zum Schwimmen zu zwingen. Schließlich siegte aber doch der Mensch.



den Schmugglern auf ein Stichwort hin die getarnte Ware „verkaufte“, wenn die Passagiere die Zugkontrolle schon längst hinter sich hatten. In seinem Handelsbuffet fanden sich die Beweise, um ihn und seine Kunden zu überführen.

Shakespearesuche mit Detektor

Alte Kasette in der Gruft von Chislehurst

Der amerikanische Shakespearesucher Calvin Hoffman hat die Familie Walsingham um Erlaubnis gebeten, ihre Schloßgruft in Chislehurst (England) öffnen zu dürfen. Hoffman hofft in einem der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Särge eine Metallkasette zu finden, die Shakespeares Manuskripte und Hinweise auf die Person des Dichters enthält. Schon 1852 war er in dem verfallenen Schloß mit einem Minendetektor auf Shakespearesuche gegangen, hatte aber die Kasette nicht entdeckt. Er vermutet nun, daß sie sich in dem Grab von Sir Thomas Walsingham befindet.

Sir Thomas war der Mäzen von Shakespeares Zeitgenossen Christopher Marlowe, den Hoffman für den wahren Verfasser der Shakespearedramen hält. Der Geschichte nach wurde Marlowe 1593 in einem Wirtshaus erschlagen. Hoffman bezweifelt das, seiner Meinung nach war das Gerücht von Marlowes Tod ein Deckmantel für seine Flucht ins Ausland, zu der er sich aus politischen und persönlichen Gründen genötigt sah. Möglicherweise habe der Dramatiker auch bei Sir Thomas Zuflucht gefunden und bis zu seinem Tode versteckt auf Schloß Chislehurst gelebt.

Die Kasette soll den Beweis dafür bringen, daß Marlowe sämtliche Shakespearestücke verfaßt. Shakespeare sie nur unter seinem Namen hat aufführen lassen. Sie seien ihm wahrscheinlich in Abschrift von Sir Thomas zugeestellt worden. In der Kasette erhofft sich Hoffman die Originalmanuskripte in der Handschrift Marlowes. Eine ähnliche Ansicht wurde schon von anderen Shakespearesuchern vertreten, doch konnte bisher nie der Beweis für ihre Richtigkeit erbracht werden.

15000 Schilling für falschen Haftbefehl

Wiener Kriminalbeamte erpreßten Schieber

Jahrelang fabrizierte ein Kleeblatt von Wiener Kriminalbeamten falsche Haftbefehle, die meistbietend verkauft wurden. Die Opfer waren reiche Leute, denen man die Pistole auf die Brust setzte und mit der angeblichen Verhaftung drohte. Es gab genug Schieber mit schlechtem Gewissen. Sie zahlten horrenden Preise für das gestempelte Stück Papier, das man ihnen vorwies. In Wirklichkeit lief gar kein Verfahren gegen sie. Während der Untersuchung einer Autoschmuggelaffäre flog der Ring infolge Unachtsamkeit eines der Beteiligten auf.

Ein Döblinger Kaufmann war verhaftet worden. Da er aber an der Sache nur geringfügig beteiligt war, ließ man ihn wieder frei. Kurz darauf tauchte im Präsidium das Gerücht auf, ein paar tausend Schilling hätten die schnelle Entlassung bewirkt. Über ähnliche Bestechungen wurde in Wiener Schieberkreisen schon lange gemunkelt, ohne daß es gelungen wäre, Beweise zu erhalten.

Die Frau des Verhafteten gestand, dem Diplomingenieur Hermann Rothe eine große Summe übergeben zu haben, mit der ihr Mann freigekauft werden sollte. Rothe ist einer der größten Schieber. Als man erfuhr, daß in seinem Büro ein neues „Geschäft“ getätigt werden sollte, überraschte man die Erpresserclique. Unter ihr befand sich der Kriminalbeamte Sava Floric, der in seiner Brieftasche 15000 Schilling aufbewahrte. Auf dem Schreibtisch Rothes lag ein frischer Haftbefehl gegen einen Hietzinger Kaufmann. Das Dokument war mit dem Amtssiegel der Polizeidirektion versehen, doch fehlte die Stempelnummer. Es handelte sich also um eine Fälschung.

Angesichts der eindeutigen Situation konnte Floric nicht mehr leugnen. Er gestand, den Haftbefehl vom Stadtkommissar Dr. Franz Fuchs erhalten und Rothe für 15000 Schilling verkauft zu haben. Dieser sollte die Rolle des Erpressers übernehmen und den Haftbefehl mit weiterem Preisaufschlag an den Hietzinger Kaufmann verkaufen. Im Falle des Döblinger Verhafteten war man anders vorgegangen. Floric hatte von der vorzeitigen Freilassung erfahren. Diese Kenntnis genügte, um die Frau

des Verhafteten zu bluffen und glauben zu machen, ihr Geld habe die Entlassung bewirkt.

Im Schreibtisch von Dr. Fuchs fand man ein Stück Papier, das er unter den Amtsstempel geschoben hatte, um die Nummer des Siegels nicht auf dem Haftbefehl erscheinen zu lassen. Fuchs war ein zuverlässiger Beamter, während Floric wegen undurchsichtiger Affären schon mehrmals strafversetzt worden war. Er lebte über seine Verhältnisse, besaß ein Auto und ein Rennpferd, doch konnte man ihm bisher nie etwas nachweisen. Durch seine Verhaftung kam eine Lawine ins Rollen, die weitere Beteiligte mit sich reißen wird.



PALAIS DES STAATSPRÄSIDENTEN IN HELSINKI

Eine der schönsten Hauptstädte Europas ist Helsinki. Es ist die reizvolle Metropole eines landschaftlich reizvollen Landes. — Das Palais des finnischen Staatspräsidenten in Helsinki.

VORWIEGEND HEITER

„Das könnte Ihnen so passen!“

WIR LAUSCHEN HEITEREN WEISEN

Während seiner Direktion in der Wiener Hofoper probte Gustav Mahler einmal die Zauberflöte. Außerst kritisch, wie der Meister war, mußten verschiedene Stellen immer wieder geübt werden. Besonders jener Einsatz, bei dem die erste Dame mit den Worten: „Stirb — Ungeheuer!“ den Speer nach der Schlange zu werfen hat, die den Tamino verfolgt, gefiel Mahler nicht.

Immer aufs neue ließ er den Einsatz wiederholen, bis die Sängerin schließlich, um Mahler endlich zufriedenzustellen und den Einsatz ja genau zu treffen, Mahler fixierte, einen Schritt zur Brüstung trat und gerade auf Mahler zu sang: „Stirb, Ungeheuer!“

Mahler klopfte im selben Augenblick ab und sagte lachend: „Das könnte Ihnen halt so passen, was?“

Kritik an der Kritik

Zu den schlagfertigsten Musikern aller Zeiten gehörte unstreitig Max Reger. Einmal überzog er eine Kritik über ein Violinkonzert, dem er ebenfalls beigewohnt hatte. Der Kritiker beanstandete darin, daß der Geiger in Beethovens Violinkonzert eine des großen Genies nicht würdige Kadenz, vermutlich des Vortragenden eigene Schöpfung, eingeflochten habe.

Kaum hatte Reger dieses gelesen, nahm er das Telefon, klingelte den Rezensenten an und rief: „Hallo — hier Ludwig van Beethoven, Elysium! Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß die gestern gespielte Kadenz doch von mir stammt!“



„Ihr seid mir feine Kavaliere! Das hier war der einzige, der mir nachsprang, um mich zu retten!“ (Italien)

Unerwartete Folgen der Vornehmheit

EINE GESCHICHTE AUS DEM ALTEN FRANKFURT

Ein Bankier in Frankfurt hatte sich neben einem schönen Vermögen nach langen Bemühungen den Titel eines Konsul erworben. Die Gattin war über die Rangerhöhung des Herrn Gemahls besonders stolz, und sie war der unerschütterlichen Ansicht, daß fortan in ihrem Hause nur noch der „nobelste Ton“ zu herrschen hätte. Sie predigte deshalb täglich dem Herrn Gemahl, daß er den gemütlichen Frankfurter Dialekt nicht gebrauchen dürfe, wenn er mit seinem Personal spreche. Besonders mißfiel ihr, wenn er seinem Kutscher den gewohnten Befehl gab: „Fahr uns haam!“ an Stelle des gebildeten: „Fahr uns nach Hause!“

Die tägliche Predigt fruchtete, und der Herr Konsul bemühte sich, stets eingedenk seiner Würde zu sein. Das sollte einmal unerwartete Folgen haben.

Nach einer langen Sitzung im Stammlokal antwortete er seinem guten alten Kutscher auf

die Frage: „Wohin fahre m'r, Herr Konsul?“ — „Fahr mich nach Hause!“

Einen Augenblick stutete wohl der Kutscher, aber ohne Widerrede kletterte er auf den Bock, schnalzte mit der Zunge und hinaus ging es in die schöne Maiennacht. Im Wagen entschlumerte sanft der Herr Konsul. Und er erschrak nicht wenig, als der Kutscher am Fenster pochte und rief:

„Da wäre m'r in Hause, Herr Konsul. Wo soll ich einstelle?“ Der verblüffte Konsul rieb sich die Augen und staunte nicht schlecht, als er sich mitten in der Nacht in dem zwischen Frankfurt und Rödelheim gelegenen kleinen Ort Hausen sah.

Da waren alle guten Mahnungen der Frau Gemahlin vergessen und laut tönte es in die Nacht:

„Wer hat dich geheißt, mich nach Hause rauszufahren? Haam will ich, Oos dumm's haam!“

Der verspätete Konzertbeginn

Auch Furtwängler legte schon oft eine Probe heiterer Schlagfertigkeit ab. Einmal sollte er in Wien die letzte öffentliche Generalprobe zu einem philharmonischen Konzert dirigieren. Für drei Uhr war der Beginn festgesetzt, der Meister aber war noch nicht erschienen. Eine bange Viertelstunde verstrich, endlich hörte man ihn die Treppe zum Künstlerzimmer hinaufsteigen.

Eine Dame, die sich ebenfalls verspätet und in den Gängen des Hauses verirrt hatte, stieß auf den Künstler und fragte:

„Ach bitte, hat das Furtwängler-Konzert schon begonnen?“

„Selbstverständlich!“ antwortete Furtwängler, „schon vor einer Viertelstunde.“

Mutter: „Vorhin lagen auf dem Teller zwei Stücke Kuchen und jetzt ist nur noch ein Stück da. Wie kommt das?“

Sohn: „Weil ich so satt war, daß ich das zweite Stück beim besten Willen nicht mehr essen konnte!“ (Belgien)



Lächerliche Kleinigkeiten

Schöner Trost

Schultze: „Ich bin wütend über Baumann, denn der Kerl hat mich gestern einen Idioten genannt!“

Müller: „Ach, da mußt du dir nichts draus machen. Du weißt ja, daß er niemals eine eigene Meinung hat und immer das nachplappert, was andere ihm vorsagen.“



„Zum Kuckuck, nun ist er wieder zu Hause geblieben!“ (Spanien)

Schwer zu befolgen

Svensson leidet unter furchtbaren Kopfschmerzen. Er geht zum Arzt. Der schreibt ihm ein Rezept auf und meint: „So, und von der Medizin nehmen Sie immer einen Teelöffel voll, eine halbe Stunde bevor Sie die Kopfschmerzen spüren.“

Die neue Frisur

Großmutter hat sich einen Bubenkopf schneiden lassen. Klein Evchen sieht das beim nächsten Besuch und meint: „Omi, du siehst nun gar nicht mehr wie eine alte Frau aus!“

„So, wie denn dann?“

„Wie ein alter Mann, Omi.“

Auch eine Erklärung

„Du, Vati, was ist denn eigentlich Wind?“

„Dies ist weiter nichts anderes als Luft, die sehr eilig hat, mein Kind.“

Wie die Alten sangen ...

Tante: „Nun, Eischen, was wirst du tun, wenn du so groß bist wie Mutti?“

Eischen: „Dann werde ich eine Abmagerungskur durchmachen.“

Der Farbenblinde

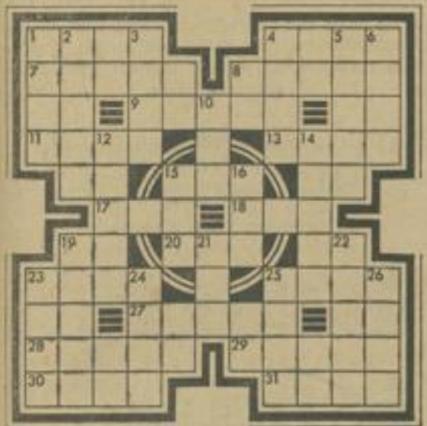
Im Gasthaus bestellte ein Gast: „Herr Ober, eine Flasche Wein!“

„Rot oder weiß?“ wollte der Kellner wissen.

„Ist mir ganz gleich, ich bin ja doch farbenblind.“

Harte Nüsse

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. großer Raum, 4. Überbringer, 7. Geschirrüberzug, 8. Hundear, 9. Sinnesorgan, 11. Mädchennamen, 13. Teil des Schiffes, 15. Schwur, 17. europ. Hauptstadt, 18. Grottenlurch, 19. Tierprodukt, 20. Stadt an der Donau, 23. Liegestatt, 25. Stufe, Rang, 27. Teil des Fußballers, 28. Spitzbube, 29. deutscher Dichter d. 18. Jahrh., 30. Abschluß, 31. Teil des Zerstückers.

Senkrecht: 1. Honigsaft, 2. Singvogel, 3. Zusammenschluß, 4. Teil des Schiffes, 5. Gewässer, 6. nord. Männername, 8. Windstoß, 10. Raubfisch, 12. Preissatz, 14. Küchengerät, 15. australischer Strauß, 16. Gotteshaus, 19. roter Farbstoff, 21. lettische Münze, 22. europ. Hauptstadt, 23. Stahlfach, 24. Arzneipflanze, 25. Zahlungsmittel, 26. Schachfigur.

Alles Falsch

Unsere Sprache enthält zahlreiche Begriffe, deren Bezeichnung irreführend ist. Zehn davon haben wir ausgesucht. Wie verhält es sich in Wirklichkeit?

- Der Eiserner Vorhang (im richtigen Theater) ist nicht aus Eisen, sondern aus?
- Panamahüte kommen nicht aus Panama, sondern aus?
- Die Seeschwalbe ist keine Schwalbe, sondern eine?
- Der Walfisch ist kein Fisch, sondern ein?
- Bleistifte enthalten nicht Blei, sondern?
- Westindien liegt nicht westlich von Indien, sondern?
- Hirschkorn ist kein Korn, sondern ein?
- Mauerpfeffer ist kein Pfeffer, sondern eine?
- Kalte Ente ist keine Ente, sondern eine?
- Das Nürnberger Ei ist kein Ei, sondern ein?

Raten Sie mal!

- M A L heißt der höchste Teil der spanischen Pyrenäen
- M A L heißt ein italienischer Schriftsteller und Filmregisseur
- M A L hieß ein französischer Philosoph d. 17. Jahrhunderts
- M A L heißt in der Sage die Höhle von Reineke Fuchs
- M A L heißt ein moderner italienischer Komponist
- M A L hieß der französis. Lyriker, der u. a. den „Nachmittag eines Fauns“ schrieb
- M A L heißt eine Mittelmeerinsel, die zur Gruppe der Balearen gehört
- M A L heißen die Bewohner einer anderen Mittelmeerinsel und heißen auch pudelartige Schoßhunde
- M A L hieß ein englischer Denker, der Theorien über bevölkerungspolitische Fragen aufstellte
- M A L heißt ein Süßwein der Mittelmeerländer

Ergänzungsrätsel

- A R 1. Inselgruppe
 . A R 2. phönizische Kolonie
 . . A R 3. Stadt in Pommern
 . . . A R 4. Rätselart
 A R 5. Kulturlosigkeit
 A R 6. männlicher Vorname
 A R 7. Verzeichnis

Zahlenrätsel

- | | |
|---------------------------|----------------------------------|
| 1 2 3 4 5 6 7 2 8 9 10 11 | 1. Landschaft in Norddeutschland |
| 2 7 6 4 7 | 2. Waschmittel |
| 3 1 5 10 9 11 1 | 3. Wirbelsturm |
| 4 7 5 11 6 10 9 10 11 | 4. männl. Vorname |
| 5 1 2 6 10 7 | 5. getrocknete Weinbeere |
| 6 8 8 7 5 | 6. Nebenfluß der Donau |
| 7 8 4 5 6 7 11 7 | 7. Mädchennamen |
| 2 6 10 9 6 | 8. Berg in Arabien |
| 8 1 4 1 3 7 10 | 9. nordische Inselgruppe |
| 9 11 8 7 5 | 10. Raubvogel |
| 10 6 7 11 7 5 8 9 10 11 7 | 11. Königreich |
| 11 1 10 10 7 5 | 12. Naturschönung |

Silbenrätsel

Aus den Silben: den — der — din — e — e — en — ga — her — i — i — il — in — ja — kra — lei — ler — li — li — ling — ma — ment — mi — mie — mik — mus — na — nie — nor — o — on — or — rei — ren — ri — ries — sen — sit — ta — te — te — ter — ther — ti — ti — wa — win — wort, sollen 19 Wörter gebildet werden. Ihre ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Ausspruch von Heinrich Heine (j = i).

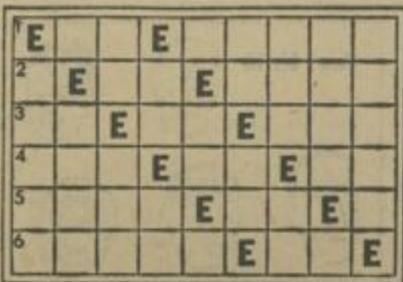
Bedeutung der Wörter: 1. Schweizer Hochtal, 2. US-Staat, 3. innere Organe, 4. Stimmlage, 5. Verzierung, 6. edle Traubenart, 7. Nachahmung, 8. Rundfunkstation, 9. Luftströmung, 10. vertrauter Freund, 11. Eingeborene Neuseelands, 12. Hauszins, 13. Sprengstoff, 14. storchartiger Vogel, 15. Jahreszeit, 16. Zusage, 17. holländ. Universität, 18. Zierpflanze, 19. Donauzufluß.

Besuchskarte

BERT FREI
 GERA

Was ist dieser Herr von Beruf?

Füllrätsel



Waagrecht sollen Wörter folgender Bedeutung eingetragen werden: 1. deutsche Stadt, 2. griechische Landschaft, 3. Name des Teufels, 4. Kühltrank, 5. Nebenfluß des Ohio, 6. Dramenart.

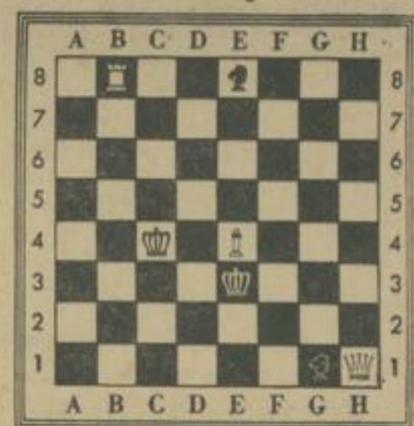
Eine Operette

1. Scheibe, 2. Lauf, 3. Gang, 4. Welle, 5. Fahrt, 6. Zucht, 7. Rose, 8. Stand, 9. Luft, 10. Trieb, 11. Ruhe.

Setzen Sie vor jedes dieser Wörter eines der nachstehenden Vorwörter, so daß neue Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben nennen eine bekannte Operette.

1. an, 2. auf, 3. bei, 4. ein, 5. in, 6. kurz, 7. land, 8. mit, 9. neu, 10. see, 11. un.

Schachaufgabe



K. Fabel

Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung: Weiß: Ke3, Dh1, Tb8, Lc; Schwarz: Kc4, Se8, Sg1.

Auflösungen aus der vorigen Nummer

Was ist das?: 1, b — 2, b — 3, c

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Mond, 3. Kalk, 5. bar, 6. Ern, 9. lo, 10. Assel, 12. Falle, 13. Larve, 14. Ruder, 17. Athen, 20. Runde, 21. Bon, 22. Log, 23. Möve, 24. Eros. — Senkrecht: 2. Drüse, 3. Kegel, 4. Kauf, 7. Lore, 8. Goa, 9. Luv, 10. Aller, 11. Laute, 14. Ries, 15. Uri, 16. Ruine, 17. Adel, 18. Eid, 19. Norm, 21. Bö.

Klassische Weisheit: Der Ursprung aller Dinge ist unscheinbar.

Hier geht's rund: 1. Club, 2. Akku, 3. Nöck, 4. Bora, 5. Eger, 6. Rose, 7. Reis, 8. Arat. — Canberra — Bukarest.

Wort-Umwandlung: Hella — Helle — Hal — Halbe — Haube — Taube.

Sind Sie im Bilde?: 1, c — 2, f — 3, a — 4, — 5, b — 6, d.

Buchstabenergänzung: 1. Expander, 2. Schacher, 3. Schaufel, 4. Erbarmen, 5. Gerasse, 6. Essig.

Schachaufgabe: Dd 5.

Füllrätsel: 1. Mode, 2. Probe, 3. Maron, 4. Kanzone, 5. Pagode, 6. Anode, 7. Sole.

Schwere Jungen: Beide Diebe.

Besuchskarte: Klagenfurt